PATINA statt Talmi-Glanz

1997 war Dries van Noten das stille Genie. Das ist er immer noch.

● Wenn das Zirkusgeschöpf namens Mode eine Seele hat, kann sie nur aussehen wie Dries van Noten. Niemand sonst hat in den vergangenen 20 Jahren den Beweis erbracht, dass man in dieser dauerhysterisierenden Branche in sich gehen und trotzdem sehr weit kommen kann: Seine jüngste Herbst/Winter-Kollektion »Grounded Glamour« (welche die Models, kein Zufall, scheinbar ungeschminkt präsentierten) ließ die Kritiker im Chor aufjubeln; im vergangenen Jahr würdigte das Pariser »Museum des Arts décoratifs« ihn mit einer großen Ausstellung.

Seine Tiefe brachte van Noten, diesem unabhängigen Geist – dessen Unternehmen als eines der letzten keinem Luxuskonglomerat angehört –, in der Szene Titel wie »Modebuddhist« ein. Obwohl der Antwerpener in Wahrheit Jesuitenschüler war.

Als der KULTUR SPIEGEL ihn im Frühling 1997 traf, hatte er das Defilee eben hinter sich, war erschöpft von drei Monaten Arbeit für 18 Minuten Show, doch all die Aufregung wandte sich, typisch für ihn, nach innen. Van Noten ist die Sorte Edelstein, die das Sonnenlicht zu schlucken scheint und in den Kern abstrahlt. So sind auch seine Entwürfe, von Anfang an: teuerste Stoffe, Brokat oder bestickt mit Goldfäden und Pailletten. Ihr Schimmer besitzt immer eine feine Patina statt Talmi-Glanz.

Das macht seine Sachen unverwechselbar. Er ist das Gegenprogramm zu den Plagiaten, die im Zeitraffer auf den Markt geschmissen werden – ohne deswegen an der Vergangenheit zu kleben.

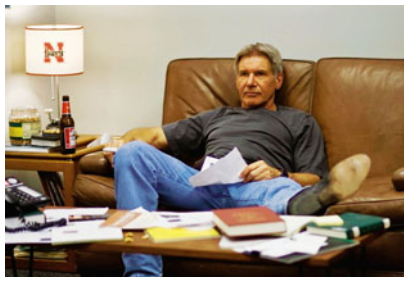
Er bleibt sich einfach treu, indem er dem Handwerk, das er als Enkel eines Textilfabrikanten und Sohn eines Modehändlers von der Pike auf gelernt hat, treu bleibt. Seine Ausnahme-Integrität geht sogar so weit, dass er den indischen Arbeitern Laufstegfotos der Kleider schickt, an denen sie wochenlang gestickt haben. Van Noten hält an altmodischen Regeln fest: zeigt jeweils nur eine Frauen- und Männerkollektion im Frühjahr und Herbst, zerfranst sich nicht in umfangreichen Accessoire- oder günstigeren Zweitlinien; schaltet nach wie vor keine Werbeanzeigen für sein Label; zeigt sich nicht mit Hollywood-Stars im Arm.

Eins allerdings ist bei dem Erfolg auf der Strecke geblieben – »ich träume davon, einfach mal eine Saison auszusetzen«, sagte er damals. Das hat bis heute nicht geklappt.



Text ANUSCHKA ROSHANI

Scheitern an HARRISON FORD



● Im September 2000 fuhr ich für den KULTUR SPIEGEL nach München, um Harrison Ford zu treffen. Der Anlass: ein neuer Film. Die Aufgabe: in 20 Minuten etwas über Ford herauszufinden, was bis dahin niemand herausgefunden hatte. Es war ein unvergessliches Erlebnis, leider, ein Nichtinterview, das grandiose Scheitern eines Interviews; ein journalistischer Totalschaden.

Ford gilt als schwierig, jedenfalls unter Journalisten. Ein Schweiger. Wie kriegt man jemanden, der Interviews hasst, in 20 Minuten zum Sprechen? Bring ihm etwas mit, riet ein Freund. Ford, das hatte ich gelesen, liebe das Fliegenfischen. Das war der Plan: Ford mit einer selbstgebundenen Fliege zu überraschen, die der Freund für mich gebastelt hatte. Vielleicht war es möglich, den Mann über seine Leidenschaft zu beschreiben.

Als ich in Fords Zimmer kam, stand er auf. Er ging leicht gebeugt. Ich hätte ihm etwas mitgebracht, sagte ich feierlich. Ford nickte. Ich stellte die Box mit der Fliege auf den Tisch und hob den Deckel. Er sei doch Fliegenfischer, sagte ich. Also. Ford sah müde durch mich hindurch. No, sagte er. Er sei kein Fliegenfischer. Er angle nicht mal. Auf dem Aufnahmeband ist an dieser Stelle eine Pause zu hören, dann meine Stimme. „Aha“, sagte ich.

Ich habe danach versucht, aus den Trümmern meines Konzepts eine Art Gespräch zu bauen. Es hat nicht funktioniert. Ford erzählte irgendwas, ich fragte irgendwas, aber wir wussten beide, dass zwischen uns alles gesagt war. Als ich mich verabschiedete, ließ ich die Box mit der Fliege auf dem Tisch zurück. Ich hätte sie ihm gern wieder abgenommen, aber mir fehlte die Kraft.

Text HAUKE GOOS

FOTOS: CHRIST RÜGGE / ACTION PRESS (L.); DDP IMAGES/CONCORDE FILM (M.)